



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Es fiel ihm ein, daß diese Verse nicht eigentlich ein Kinderlied seien, und so begnügte er sich damit, anstatt der zweiten Strophe nur die Melodie zu trällern. Aber der Onkel deutete ihm in nicht mißzuverstehender Weise an, daß er Worte zu hören wünsche, und so mußte sich der alte Herr denn wohl oder übel dazu bequemen, den nicht ganz einwandfreien Text der Romanze aus den entlegensten Winkeln seines Gedächtnisses zusammenzusuchen. Bei der zehnten oder elften Strophe bemerkte Marigny nicht ohne Befriedigung, daß der Kleine müde zu werden begann und sich dem Versuche des Großvater, ihn wieder in den Korb zu legen, nicht widersetzte. Der Gesang wurde nun immer leiser und eintöniger; bei der vierzehnten Strophe fielen dem Büblein die Augen zu, und bei der fünfzehnten verrieten tiefe und regelmäßige Atemzüge, daß der Stammhalter des Hauses Billeroi in jenen Zustand der Anschuld und Bedürfnislosigkeit zurückversunken war, worin ihn der Großvater angetroffen hatte.

Dieser entzog nun, so behutsam er es vermochte, den kleinen Händen die Verlocken, befestigte sie wieder an der Uhr und schickte sich an, die Kammer zu verlassen. Ehe er aber diesen Entschluß ausführte, holte er seine Börse heraus, entnahm ihr sechs blaue Louisdor, wickelte die Münzen in ein Stückchen Papier und schob sie vorsichtig unter das Kopfkissen des schlafenden Kindes. Dann stellte er den Schemel wieder an seinen Platz und machte sich auf den Heimweg. Er hatte kaum hundert Schritte in der menschenleeren Gasse zurückgelegt, als er eine weibliche Gestalt von der Moselbrücke her in schnellem Lauf auf sich zukommen sah. Es war die Nachbarin oder Hausgenossin des Billeroischen Paares, die er schon öfters in dessen Wohnung getroffen, und die seiner Tochter mit kleinen Dienstleistungen zur Hand zu gehn pflegte.

Das drückende Bewußtsein, das ihrer Obhut anvertraute Kind so lange allein gelassen zu haben, mochte die junge Person zur Eile antreiben. Sie nahm von dem alten Herrn, der sie mit seinen Blicken verfolgte, deshalb auch nicht die geringste Notiz. Als sie im Hause verschwunden war, ging der Marquis weiter und murmelte dabei vor sich hin: Gott sei Dank, nun kann er nicht mehr gestohlen werden! Wenn der Name nur nicht wäre! Aber mag er auch Billeroi heißen, so lange er will — ein echter Marigny ist's doch!

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Gründe und Folgen der Reichstagswahlen. Nachdem die Wahlen vom 16. und 25. Juni die sozialdemokratische Partei mit 81 statt 58 Abgeordneten zur zweitstärksten des Reichstags gemacht haben, sucht namentlich die liberale Presse alle möglichen und unmöglichen Gründe ausfindig zu machen, die dieses bedrohliche Wachstum erklären sollen. Vor allem macht sie die Reichsregierung dafür verantwortlich. Da sollen gelegentliche Äußerungen des Kaisers über die Sozialdemokratie ihr mehr Stimmen zugeführt haben, ein wahrhaft kindlicher Gedanke, da doch kein Sozialdemokrat über die Gesinnung des Monarchen in dieser Beziehung im Zweifel sein kann, und ihm doch wohl das Recht jedes Staatsbürgers, seine Meinung zu äußern, nicht bestritten werden darf. Da wird ihm törichterweise vorgeurteilt, daß seine persönliche Meinung über Bismarcks Stellung zu Kaiser Wilhelm dem Ersten der volkstümlichen Anschauung ganz und gar entgegenlaufe und viel Verstimmung erzeuge, als ob die siegreiche Sozialdemokratie jemals für Bismarck geschwärmt hätte! Da wird die auswärtige Politik des Grafen

Bülow, die sich im Widerspruch mit der „Volksmeinung“ bewegt habe und bewege, indem sie mit England ein möglichst gutes Verhältnis erstrebe und den Buren nicht irgendwie zu Hilfe gekommen sei, für eine weitgehende Unzufriedenheit verantwortlich gemacht. Nun, die Zeiten der Burenschwärmerie, wo man in jedem Buren einen Helden sah wie 1830 in jedem Polen, sind doch nun wohl bei verständigen Leuten vorüber (wenigstens „gehn“ die „Burenbücher“ zum Ärger ihrer Verleger gar nicht), und die Wirkungen, die alle die jahrelang tagtäglich zur Schau getragene Gehässigkeit gegen die englische Politik und Kriegführung auf die doch ziemlich wichtige Stimmung des englischen Volks zu unserm Nachteil geübt hat und noch übt, die sind so klar, daß nur ein Blinder sie nicht sehen kann. Wenn Fürst Herbert Bismarck in seinem Wahlauftruf, worin er die Politik des Reichskanzlers, d. h. die des Kaisers aufs schärfste zu kritisieren für zweckmäßig hielt, sie als „eine Politik der Verbeugungen“ bezeichnete, so hat der frühere Diplomat wohl ganz verstanden, daß auch der mächtigste Staat mit einer Politik der Grobheiten noch viel weniger ausgerichtet hat, und daß der alte Satz: fortiter in re, suaviter in modo auch für den Völkerverkehr gilt. Völlends lächerlich ist es, die Kirchenpolitik des Reichskanzlers, namentlich sein Eintreten für die Aufhebung des Paragraphen 2 des Jesuitengesetzes für den Zuwachs der sozialdemokratischen Stimmen verantwortlich zu machen. Diese Partei ist doch immer für die Aufhebung des ganzen Jesuitengesetzes, nicht nur des Paragraphen 2 eingetreten; wer also in blinder Unzufriedenheit dieser Partei seine Stimme zugewandt hat, der hat sich damit gerade für Graf Bülow's Politik ausgesprochen! Daß dieser der römischen Kirche jedes mögliche Entgegenkommen beweist, kann doch nur einseitigen und kurzfristigen Protestanten ein Anstoß sein, denn konfessionelle Politik, das kann nicht oft und nicht scharf genug gesagt werden, darf ein deutscher Staatsmann nun einmal heute nicht treiben. Der häufigste Vorwurf endlich ist der, die Regierung habe keine „Wahlparole“ ausgegeben. Gab es wirklich keine? Ist nicht sonnenklar, daß es die Aufgabe des nächsten Reichstags sein wird, die Handelsverträge auf Grund des Zolltarifs zu bewilligen und für die weitere Verstärkung unsrer Wehrmacht namentlich zur See zu sorgen? Wozu sollte die Regierung noch einmal ausdrücklich sagen, daß ihr daran gelegen sei? Eine Wahlparole läßt sich überhaupt nicht künstlich machen; auch Fürst Bismarck hat eine solche nur dann ausgegeben, wenn sie eben von selbst kam, wie 1878 und 1887. Was für ein Armutzeugnis auch für das selbständig denkende deutsche Bürgertum, wenn es immer nach einem Gängelbände schreit und doch die Hand zurückstößt, die es gängeln will!

Kurz, alle diese Gründe sind fadenscheinig, künstlich aufgebraucht von einem Teile der Presse — leider gerade auch von konservativen Blättern — die an der Reichsregierung fortwährend herumnörgelt und die Unzufriedenheit mit ihr zu schüren nicht müde wird. Abgesehen von der unleugbaren Tatsache, daß nun einmal auch der politisch reifste Wähler allerorten die Neigung hat, seinen Ärger über alles, was ihm im öffentlichen Leben mißfällt, darin zu äußern, daß er seine Stimme für einen der Regierung möglichst unbequemen Kandidaten abgibt, daß also zum Beispiel der Ausfall der Reichstagswahlen in Sachsen wesentlich in dieser Eigentümlichkeit seinen Grund hat, gibt es nur zwei wirkliche Ursachen für das Wachstum der sozialdemokratischen Stimmen, nämlich das Wachstum der städtisch-industriellen Arbeiterbevölkerung, das ja vom Bürgertum mit allen Mitteln gefördert wird, und die Zerfahrenheit der bürgerlichen Parteien, die sich vor der Wahl bis aufs Blut bekämpfen und sich dadurch gegenseitig so ärgern, daß die in der Hauptwahl unterliegende Partei bei der Stichwahl aus bloßer Wut die verwandte siegreiche Partei im Stiche läßt oder auch gegen ihren Kandidaten stimmt. Darin wird keine Parteiorganisation viel ändern. Die speziell bürgerlichen Parteien beherrschen eben die Massen nicht, wie das Zentrum und die Sozialdemokratie; ihre Gefolgschaften haben, weil sie im ganzen doch den gebildeteren Schichten angehören, zu wenig von der Herdenatur, die Schlagworten und Führern blind nachläuft.

Praktisch betrachtet, d. h. an den Aufgaben des nächsten Reichstags gemessen, ist der Sieg der Sozialdemokratie gar nicht so gefährlich, bedeutet nicht einmal ein entsprechendes Anwachsen der sozialdemokratischen Gesinnung. Von den ihr jetzt zuwachsenden 23 Sitzen fallen allein 10 auf Sachsen, wo lokale Umstände den Ausschlag gegeben haben, nur 13 auf das ganze übrige Reich. Diesem Gewinn der negativsten Partei des Reichstags stehn starke Verluste der ebenfalls meist rein negativen „freisinnigen“ Fraktionen gegenüber, die von 43 Abgeordneten auf 30 herabgekommen sind. Auch andre, jetzt unter allen Umständen oppositionelle Parteien, Welfen, Elsäffer, süddeutsche Volkspartei, Bauernbündler, haben einzelne Sitze verloren. Dagegen haben Zentrum, Konservative und Nationalliberale ihren parlamentarischen Besitzstand so gut wie unverändert behauptet. Es ist also kaum zweifelhaft, daß die Reichsregierung für ihre wichtigsten Vorlagen eine Mehrheit finden wird.

Allerdings, zwei nicht eben erfreuliche, aber unvermeidliche Folgen wird die neue Zusammensetzung des Reichstags haben. Das Gewicht des Zentrums, das auf der Zerspaltung seiner Gegner beruht, wird noch höher steigen, und die Regierung wird trotz alles Geschreis künftig ihm und der römischen Kirche mindestens dieselbe Rücksicht erweisen müssen wie bisher. Der Sozialdemokratie aber wird ein Sitz im Präsidium schwerlich zu verweigern sein. Wir müssen gestehn, daß wir darin gar kein Unglück sehen würden. Ein Sozialdemokrat, der Anteil am Präsidium nimmt, muß dem Kaiser den Eid leisten und von ihm empfangen werden. Daß das dem Monarchen eine besondere Überwindung kosten würde, glauben wir nicht, dazu ist er viel zu unbefangen; hat er doch auch dem sozialdemokratischen Minister der französischen Republik, Millerand, eine gewisse Anerkennung gezollt. Von dem Augenblick aber, wo die Sozialdemokratie einen Präsidenten stellt, muß sie an der positiven Arbeit des Reichstags teilnehmen, und wird sich, wie das in Frankreich und in Italien schon geschehn ist, in einen intransigenten, rein negierenden, die alten Schlagwörter weiter ableitenden Flügel und einen gewiß noch sehr radikalen, aber doch positiv mitarbeitenden Flügel spalten. Sie Bebel, Sie Vollmar! Dann wird sie aller Welt zeigen, was sie kann, oder auch, daß sie nichts kann. Einen andern friedlichen Weg, sie als Umsturzpartei zu überwinden, gibt es nicht mehr. Wenn die „bürgerliche“ Presse immer wieder zur Sammlung und zum Kampfe gegen die „Reichsfeinde,“ hier gegen das Zentrum, dort gegen die Sozialdemokratie aufruft, so vergißt sie, daß ein Krieg auf zwei Fronten unter allen Umständen eine sehr gefährliche Sache ist, und daß die „bürgerlichen“ Parteien dazu viel zu schwach sind. Sie würden natürlich, wenn sie besser zusammenhielten, eine Anzahl Wahlkreise den Sozialdemokraten wieder entreißen können, wie 1887 in Sachsen, aber sie würden im Reichstage niemals stark genug sein, eine Aufhebung des allgemeinen Wahlrechts oder gar ein neues Sozialistengesetz durchzusetzen. Oder rechnen sie gar mit einer gewaltsamen Niederwerfung? Dafür würde der Kaiser, der gleich nach seinem Regierungsantritt zum Fürsten Bismarck gesagt hat, er wolle nicht „Kartätschenprinz“ heißen (wie sein Großvater im März 1848 un-
verdienterweise geschimpft worden ist), er wolle nicht „bis an die Knöchel im Blute waten,“ ganz gewiß nicht zu haben sein. *

Die katholische Kirche und uneheliche Kinder Andersgläubiger. In Österreich ist es jüngst passiert, daß man das uneheliche Kind einer mohammedanischen Witwe gewaltsam katholisch getauft hat. Das mohammedanische Bosnien gehört zu dem geistlichen Wirkungskreise des Erzbischofs Stadler in Agram, und dieser sehr streitbare Herr hat zweifellos direkt oder indirekt auf die Taufe des unehelichen mohammedanischen Kindes und bei den Befehrungsversuchen an der Witwe eingewirkt. Zuerst war die österreichische Regierung gleichgiltig, nachher bekam sie aber doch Angst vor dem Fanatismus des mohammedanischen Bosniens, und die wohl in ein Kloster verschwundene Witwe kam wenigstens wieder zum Vorschein; was mit

dem getauften unehelichen Kinde geworden ist, hat man nicht gehört. Die anfängliche Gleichgiltigkeit der österreichischen Regierung war um so erstaunlicher, weil man sonst die religiösen Gefühle der Mohammedaner Bosniens sehr zu schonen wußte. So ist den mohammedanischen Soldaten und Beamten in österreichischen Diensten die Vielweiberei erlaubt, die sogar das große, tolerante alte Rom den vielen Soldaten, die die Polygamie aus ihrer östlichen oder ihrer afrikanischen Heimat mitbringen wollten, nicht erlaubte. Wenigstens kamen nach den Militärdiplomen des alten Roms, den sogenannten *tabulae honestae missionis*, die Ehren und die materiellen Vorteile langjährigen Kriegsdienstes unter den Fahnen des kaiserlichen Roms nur dem römischen Soldaten nebst Frau und Kindern zu, der in monogamischer Ehe gelebt hatte. — Zu dem erzählten Fall, daß sich die katholische Kirche der unehelichen Kinder Andersgläubiger einfach bemächtigte, um sie zu taufen, finden wir zufällig Analoga aus der Zeit des „Ancien Régime.“ Im Bulletin de la Société de l'histoire du Protestantisme Français, das mit den Berichten über die Stadlersche Angelegenheit zugleich herauskam, steht ein Aufsatz „Zur Geschichte der religiösen Verfolgungen,“ der von Le Clergé catholique et les enfants illégitimes Protestants et Israélites en Alsace au XVIII^{me} siècle et au début de la Révolution handelt.

In einer Erklärung vom 13. April 1682 hatte sich der König von Frankreich das Recht zudiktirt, der einzige zu sein, der an unehelichen Kindern Vaterrechte ausüben dürfe. Damit war keineswegs die Absicht ausgesprochen, daß der König materiell für die unehelichen Kinder etwas tun oder gar sorgen werde. Nur die Folge trat ein, daß die illegitimen Kinder, auch wenn die beiden Eltern nicht katholisch, d. h. keiserlich waren, in der alleinseligmachenden Kirche erzogen werden mußten. Diese Erklärung war für ganz Frankreich mit der Aufhebung des Edikts von Nantes im Jahre 1685 wertlos geworden, da es von da an offiziell keine Keßer im eigentlichen Sinne mehr gab; in dem allein katholischen Staat existierten sie von Rechts wegen gar nicht. Aber dank der Preßion des hohen katholischen elsässischen Klerus wurde der Zwang im Elsaß, wo viele Lutherische wohnten, und wo die Calvinisten privilegierten Schutz genossen, trotz aller Schutzbriefe und Rechte der Elsässer ein Menschenalter später wieder eingeführt. Ein Dekret vom 1. März 1727 bestimmte, „daß die königliche Majestät von Frankreich befohlen habe, der Intendant des Elsasses und der Generalprokurator des Rats sollten sich die Hände reichen, daß die Erklärung in Zukunft zur regelmäßigen Ausführung sowohl in Straßburg wie im übrigen Elsaß komme.“

Von diesem Datum an folgt eine ganze Serie von Gewalttätigkeiten; und — was das härteste war — die Maßregel wurde mit rückwirkender Kraft durchgeführt. Nicht allein lutherische Bastarde, die direkte Untertanen des Königs von Frankreich waren, unterlagen dem Zwange, sondern auch die der im Elsaß begüterten fremden Fürsten. Ein fanatisches Werkzeug der Jesuiten, der Sieur Valentin Reef, Generalprokurator des Conseil souverain d'Alsace, hatte die meisten Fälle auf seinem Gewissen. So ließ er zum Beispiel 1738 drei Einwohner von Wolfisheim im Elsaß, einem Dorfe, das dem Landgrafen von Hessen gehörte, nach Straßburg schleppen; und diese volljährigen Bastarde lutherischer Eltern, die seit ihrer Geburt dem lutherischen Glauben angehört und ihn als erwachsene Männer ausgeübt hatten, wurden in strenger Haft gehalten, bis sie ihn abgeschworen hatten. Der altentworfene Aufsatz von Rodolphe Reuß in dem zitierten Bulletin de la société de l'histoire etc. enthält noch viele Fälle solcher Art, die sich bis 1791, wo die Revolution diesem Eifer ein Ende machte, ereignet haben. Wie wir an dieser Stelle (Preußische Toleranz vor Friedrich dem Großen, Grenzboten 1903, I. S. 240) jüngst erzählten, hat zu gleicher Zeit mit dieser von katholischen Herrschern ausgehenden Intoleranz Friedrich Wilhelm der Erste den Katholiken in Preußen das größte Entgegenkommen bewiesen — was aus den päpstlichen Nuntialberichten hervorgeht.

Eine Adresse aus dem Elsaß an die Assemblée nationale in Paris wollen

wir noch im Wortlaut wiedergeben; sie bezeugt, wie bis zum Revolutionsjahre die Gewissensvergewaltigungen fort dauerten, und welche Schliche die dem Klerus ge-
fügigen Ortsbehörden anwandten, um ihm sein vermeintliches Recht durchzuführen
zu helfen:

„Meine Herren, ein noch nicht abgeschafftes Gesetz verlangt, daß die unehelichen Kinder eines jüdischen Mädchens in der katholischen Religion erzogen werden. Die Judel von Oberehnheim ist in andern Umständen; die Munizipalität des Plazes meint, sie wolle durchbrennen, und berichtet darüber dem Procureur-Général-syndic. Dieser ordnet ihre Verhaftung nach Fug und Recht an. Elias Salomon, Jude von Dauendorff, erklärt vor Urkundspersonen, daß er der Vater des zu erwartenden Kindes sei, verlangt die Freilassung des Mädchens und er-
bietet sich, es zu heiraten. Das Direktorium befiehlt darauf der Munizipalität, das Mädchen freizugeben unter der Bedingung, daß man sofort zur Eheschließung schreite. Die Munizipalität zieht hinaus und macht absichtliche Schwierigkeiten unter dem Vorwande, daß der Gerichtshof dem Juden Heiratskonsens gegeben haben müsse. Eine neue Verfügung des Direktoriums erfolgt, die die Ehe gebietet, und die von der Munizipalität am Samstag notifiziert wird, an welchem Tage die Juden nach ihrem Gesetz nicht heiraten dürfen. Das Mädchen kommt am Samstage selbst nieder; man spiegelt die »kochende Volksseele« vor (*une émotion populaire*; es gab also schon vor der königlich bayrischen, durch die Kaiserdepesche an den Prinzregenten erregten »kochenden Volksseele« eine solche nicht minder ultramontane), entführt das Kind und tauft es katholisch. Die Hochzeit findet am Sonntag statt; der Vater verlangt sein Kind, das die Munizipalität verweigert, da es christlich sei. Wir können nichts tun, als diesen Fall dem Corps législatif vorlegen.“ — Die Antwort der Assemblée nationale hat Neuf nicht aufgefunden.

m.

Römische Mauerspaziergänge. Nicht nur der Boden Roms ist uner-
schöpflich, auch das Rom über dem heutigen Boden der Stadt bietet dem, der Zeit
und Lust hat, Romkenner im Goethischen Sinne zu werden, immer wieder neue
Anregungen, Schönheiten und Genüsse, die dem eiligen Fremden entgehn. So
sind seit Jahren römische Mauerspaziergänge meine Lieblingsbeschäftigung in freien
Stunden. Gerade die Mauern der „ewigen Stadt“ führen uns die Berechtigung
dieser so oft gedankenlos gebrauchten Bezeichnung für Rom eindringlich vor Augen.
Von den Resten der „Roma quadrata“ des Palatins, der Begrenzung der ältesten
städtischen Niederlassung, von denen der Serviusmauer, die mit derselben Pietät
wie die mitten in der Weltstadt geschont werden, will ich gar nicht reden. Aber
was haben auch die „jungen“ nach Christi Geburt gebauten Aurelianischen Mauern
erlebt, geschaut und erlitten! Wie haben Belagerungen und Stürme, der langsam
nagende Zahn der Zeit, eilige Restaurationen im Angesicht des Feindes, ruhiger
Ausbau in Friedenszeiten ihre Zeichen und Spuren an diesen altersgrauen Flächen
zurückgelassen! Fastig eingemauerte antike Marmorgebälkstücke findet man neben den
pompreichen Inschrifttafeln und Papstwappen der Renaissancezeit, Tafeln zur Er-
innerung an Waffentaten des jungen Italiens neben den gekreuzten Schlüsseln, dem
einfachen Abzeichen des wappenlosen Schulmeisters Parentucelli, des großen Renaissance-
papstes Nikolaus des Fünften, den flachen Ziegel der späten Kaiserzeit, der noch den
römischen Ziegelstempel zeigt, neben dem formlosen Feldstein frühmittelalterlicher
Zeiten, in denen Gefühl für Eleganz und Schönheit der Architektur so tief ge-
sunken war. Diesen Charakter frühmittelalterlicher Zeit zeigt in ausgesprochener
Weise zum Beispiel der Mauertrakt, an den sich unser protestantischer Kirchhof an-
lehnt. Auf der 900 Meter langen Strecke von der malerischen Porta Paolo mit
ihrem doppelten Torhause und der in die Befestigung mit eingezogenen Cestius-
pyramide bis zum Tiber hin stützen fünfundzwanzig zum größten Teil wohlerhaltne
quadratische Türme die Doppelmauern, und vom Kirchhof aus kann man ihre innere
Einrichtung, Wehrgänge, Zinnen und Schießscharten bequem studieren.

Aber auch das Leben an und neben, vor und hinter den Mauern bietet dem Beobachter neue Bilder, die er im Innern von Rom nicht findet. Man begleitet mich zum Beispiel zur Porta Angelica unterhalb des Vatikans. Der wohlklingende Name läßt nicht ahnen, daß um sie herum ein Teil der ärmsten und elendesten Bevölkerung, der „Terza Roma“ des neuen Roms, sein Leben fristet, das durch Zolas Schilderung so bekannt geworden ist. Szenen des Volkslebens, die an Grellheit des Glends und der Verarmung denen der Calate von Neapel, der Gäßchen von Whitechapel in London nicht viel nachgeben, bieten sich hier dar. Wenden wir uns nach links: die hochgetürmte Mauer Leos des Vierten umgürtet hier die alte Leostadt und an dieser Stelle die vatikanischen Gärten. Ein prächtiges Wappenschild der Farnese kündigt an, daß Paul der Dritte hier zuletzt bauend eingegriffen hat. Steineichen und Zypressen überragen die Mauerlinie, und zwischen ihnen erscheinen festungsartig sich aufbauend Teile des Vatikans. Weiterhin lugen Obstplantagen und Weinstöcke über die Brüstung und erinnern an die landwirtschaftliche Sorgfalt des regierenden Papstes für die weitausgedehnten Gärten des Vatikans. An bastionartigen Vorsprüngen, von denen Wasserbächlein herabkommen, an gemauerten Schilderhäusern vorbei, die früher Sicherheitswachen, jetzt die verhassten Zollwächter bei schlechtem Wetter beherbergen — denn die alte Aurelianische Mauer muß heute als cinta daziaria, Zolllinie, dienen —, geht es weiter; rechts öffnet sich, wie so oft außen an den Mauern, ein weiter Fernblick auf die Umgebung der Stadt, auf grüne Hügel, hochragende Pinien, weiße Tenuten, auf den Monte Mario mit seinem Fort und der Station für Luftschiffahrt und Marconitelegraphie, auf den prächtigen Viadukt der nach Bracciano führenden Bahn. Es folgen unten im Tal ausgedehnte Ziegeleianlagen. Aber die wenigsten Schornsteine rauchen. Diese Anlagen entstanden, als man zu Beginn der achtziger Jahre für die Terza Roma einen riesigen Bauaufschwung erwartete. Aber der Aufschwung nahm ein Ende mit Schrecken, der Baukrach kam, und seitdem ist es dort unten still, und man wartet auf bessere Zeiten. Aber doch schreitet auch in Rom die Zivilisation vorwärts, und sogar Mächte des Beharrens, wie der Vatikan, können sich ihr nicht ganz entziehen. Dort oben links auf der Mauer erhebt sich in florentinischem Stil ein Villino, wovon unzählige Drähte ausgehn: es ist die elektrische Lichtanlage des Vatikans, die ihn, St. Peter und sogar dessen unterirdische Grotten mit dem Lichte der Neuzeit speist. Aus einsamer Gegend, wo der Fremde den Stock oder Regenschirm fester faßt, wenn ihm eine zerlumpte Gestalt begegnet — übrigens ohne Grund, denn der Fremde ist in Rom mindestens so sicher wie in Berlin oder Paris —, sind wir wieder in einen belebten Vorstadtteil gelangt, zur alterstgrauen Porta Cavalleggeri. Bei dem Sacco di Roma 1527 spielte sie insofern eine wichtige Rolle, als hier der Commetable von Bourbon fiel.

An den Toren der Aurelianischen Mauer häufen sich natürlich die Erinnerungen, sie und ihre Umgebung tragen die meisten Narben aus sturmbelegter Zeit. Welcher Kontrast zwischen den massigen Rundtürmen der Porta Pinciana, an die angelehnt einst Belisars Haus stand, und die im Bogenschlüssel noch das griechische Kreuz zeigt, und dem sich hinter ihr erschließenden neuen eleganten Quartier Ludovisi! Welches phantastische Gemisch von antiken, mittelalterlichen, Renaissance- und Barockbauteilen an der Porta Maggiore mit dem prozigen Grab des Bäckers Guryaces daran, der Porta Lorenzo, deren uralt römischer Torbogen vor den mittelalterlichen Türmen in den Boden zu sinken scheint! Auch auf die römischen Mauern paßt das Goethische Wort, daß Rom eine „gar große Schule“ und darin des Lernens kein Ende sei.

G. v. Graevenitz

Legende einer Papstfamilie. Alt sind die römischen Patriziergeschlechter, aber sie möchten immer noch älter sein, besonders wenn ein Papst im Spiele ist. Bei jeder Papstwahl finden sich Gelehrte und Dichter, die den Ossa auf den Pelion türmen, um auf deren Spitze den neugewählten Papst zu erheben. Ganz besonders spaßhaft sind gewisse Abstammungen, wie z. B. die des Alessandro Borgia, die

wir sogar von Pinturicchio bildlich dargestellt auf einer Decke und dem darunter befindlichen großen Wandgemälde des Appartamento Borgia im Vatikan sehen.

Zwar gehörte Alexander der Sechste nur durch seine Mutter, einer Schwester des Papstes Calixtus des Dritten, dem Hause Borgia an. Sein Vater war ein einfacher spanischer Edelmann Rodrigo Lenzuola. Mit Hilfe einer griechischen Etymologie wurde der Name Borgia mit buergeia, der Arbeit des Ochsen, in Verbindung gebracht; es prangt ja auch ein Stier im Wappen. Und welchem Stier allein durfte die Ehre zu teil werden, Stammvater eines solchen Geschlechts zu sein? Nur einer Gottheit, nämlich dem heiligen ägyptischen Stier Apis, in den sich der Gott Osiris verwandelt.

Bei Gelegenheit der Ausschmückung der Vatikanischen Prachtsäle, die Alexander der Sechste für seinen Privatgebrauch herrichten ließ, berief er die größten Künstler seiner Zeit. So malte Pinturicchio eine ganze Decke mit folgender Historie aus:

In verschiedenen Zwickeln der Decke sehen wir den heilbringenden Wandel des Osiris, seine Vermählung mit der Zwillingsschwester Isis, seinen Kampf mit Typhon und seinen Tod. Isis sammelt die Stücke der zerrissenen Leiche, membra discerpta, bestattet sie in einer goldenen Pyramide, aus der im nächsten Bilde der Stier Apis hervortritt. Dieser wird unter dem Jauchzen des Volkes auf den Schultern der Jünglinge herumgetragen und findet zuletzt seinen Platz auf einem Triumphbogen in Alexandrien. Diesemal ist die Stadt Alexandrien die Stadt Alexanders, des Papstes Borgia, und Apis, die Reinkarnation des Osiris, ist sein Stammvater und sein Wappenbild. Auf dem Triumphbogen prangt die Inschrift Pacis Cultori. Zu Füßen des Bogens disputiert zwar die heilige Katharina von Alexandrien vor dem Kaiser Valerius Maximus, aber das liebreizende Mädchen in blonder Haarpracht ist Lucrezia, die Tochter des Papstes. Die Höflinge des Kaisers sind lauter Porträts von römischen Zeitgenossen, darunter fehlt nicht der unglückliche Prinz Jim oder Bizim, der Bruder des Sultans Bajazet, den dieser dem päpstlichen Borgänger Innocenz dem Achten mit der heiligen Lanze sandte, und der als Geißel und als Gast in Rom festgehalten wurde, als Brunnstück des Hofes seiner prächtigen orientalischen Gewänder halber, und zur Freude der Maler.

Julius dem Zweiten, der wenig Jahre nach Alexanders Tode auf den Thron kam, war das Andenken an diesen Papst so verhaßt, daß er dessen Gemächer niemals betrat. Unmittelbar darüber wurde aber das Meisterwerk aller Zeiten geschaffen, die Stenzen Raphaels, die der kunstsinige Julius in das Leben rief, und die unter seinem Nachfolger Leo dem Zehnten vollendet wurden.

Das Appartamento Borgia ist seit ungefähr vier Jahren dem Publikum wieder zugänglich, nachdem es jahrhundertlang die gedruckten Bücher der Vatikanischen Bibliothek beherbergte. Leo der Dreizehnte hat diese Bücher in ein andres Stockwerk schaffen und das Appartamento auf das gewissenhafteste und sorgfältigste von kompetenten Händen restaurieren lassen. So gebührt ihm das Verdienst, daß sich jetzt an diesem Juwel der Renaissance die Kunstverständigen aller Nationen erfreuen können.

M. Dantone Helbig

Schauspielerinnenlos. T. Kellen sagt uns in seiner Schrift: Die Not unsrer Schauspielerinnen (Leipzig, Otto Wigand, 1902) nichts neues, aber eben weil er das altbekannte mit Anführung vieler Zahlen und Autoritäten bestätigt, empfehlen wir diese „Studien über die wirtschaftliche Lage und die moralische Stellung der Bühnenkünstlerinnen“ solchen Eltern, die eine vom Theaterzauber berauschte Tochter haben, und solchen Töchtern selbst „als Mahnwort und Wegweiser.“ Mit Ausnahme der wenigen, die die nicht unbedeutenden, für Opernsängerinnen bis auf 20000 Mark ansteigenden Kosten der Ausbildung und die ebenfalls kostspielige erste Ausstattung aus eigenen Mitteln bestreiten können, und denen unverkennbare hervorragende Begabung erste Stellen an großen Bühnen sichert, können Schauspielerinnen nur durch ein Wunder ehrbar bleiben. Am besten

sind außer den „Stars“ noch die Choristinnen und Souffleusen daran, die wenig auffallen oder dem Publikum gar nicht zu Gesicht kommen, und deren bescheidenes Einkommen geringen Schwankungen und Abzügen unterworfen ist. Die Einkommenverhältnisse sind natürlich nicht das einzige, was eine anständige Lebensführung erschwert, aber sie sind am leichtesten darzustellen. Die Gage beträgt an kleinen Theatern (bei sechsmonatiger Spielzeit) 90 bis 150 Mark für den Monat, an mittlern (mit sieben- bis achtmonatiger Spielzeit) 150 bis 300 Mark, an größern mit Jahreskontrakten 200 bis 600 Mark; die großen Einnahmen der Künstlerinnen ersten Ranges kommen hier nicht in Betracht. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die Schauspielerin nach Ablauf der Spielzeit ein paar Monate zu feiern gezwungen sein kann, daß die harten Kontrakte den Direktor zur Einziehung von Strafgeldern und andern Abzügen berechtigen, daß die Agenten für die Stellenvermittlung mindestens ein Zwanzigstel, oft aber viel höhere Summen, bis zu einem Drittel des Jahreseinkommens eintreiben, und daß die Schauspielerin ihre ganze Garderobe (mit Ausnahme der manchmal nötigen Männerkleider) selbst beschaffen muß, während sie die männlichen Bühnenmitglieder geliefert bekommen; nur wenn diese im modernen Gesellschaftsanzug auftreten, tragen sie ihre eignen Kleider. Wie es die Schauspielerinnen anfangen, für Kostüme mehr auszugeben, als sie im Jahr einnehmen, wenn sie bei der Bühne bleiben wollen, weiß man ja. Und man kann nicht einmal die Direktoren, deren durchschnittliche Lage in den Fliegenden Blättern zwar übertrieben aber nicht ganz unzutreffend geschildert wird, der Ausbeutung beschuldigen; die Ausbeuter sind: die Agenten und — das liebe Publikum, das schöne und glänzende Toiletten fordert und schäbig aussehende Schauspielerinnen auspeist. Ein wenig hat die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger gebessert, ein wenig werden die vom preußischen Handelsminister am 31. Januar 1902 erlassenen Vorschriften über Stellenvermittlung helfen. Vereinigungen von Städten, die Wandergesellschaften abwechselnd beschäftigen, verkürzen die unfreiwilligen Ferien, und an manchen Orten unterstützen Damenvereine die Schauspielerinnen bei der Beschaffung der Kostüme, aber im wesentlichen wird wohl das Schauspielerinnenelend so lange dauern, bis einmal eine Änderung des Geschmacks zusammen mit einem wirklichen Kulturfortschritt das ganze Theaterwesen wegschwemmt und die Volksunterhaltung neu organisiert.

Von der Städteausstellung in Dresden. Seit einiger Zeit sind an den Eingängen zu dem Ausstellungspark Plakate angebracht mit der Inschrift: „Die Dauerkarten sind unaufgefordert offen vorzuzeigen.“ Mein erster Gedanke, als ich das las, war, dem Pförtner die Bestellung aufzutragen: Sagen Sie dem Grobian, der das geschrieben hat, er solle sich etwas bessere Manieren anschaffen. Eine Dauerkarte, die ganze sechs Mark kostet, ist doch wenigstens eine schickliche Behandlung wert. On est prié, sagen in solchen Fällen bekanntlich unsre besser erzognen Nachbarn, und sie drücken sich damit dann auch noch zugleich grammatisch richtig aus, wogegen der Dresdner Epigraphiker in seinem Sprachstumpfsinn gar nicht bis an den Punkt des Nachdenkens gelangt ist, wo sich die unaufgeforderte Dauerkarte seiner Vorstellung als Unsinn hätte aufdrängen müssen. Noch schlimmer ist es, daß keiner seiner Vorgesetzten, die dieses Plakat passieren ließen, soviel Sprachgefühl gehabt hat, das Fehlerhafte daran zu empfinden, und das zeigt wieder einmal, wie bitter notwendig unser Wustmann ist. Seine „Sprachdummheiten“ sucht man drinnen in der Lehrmittelabteilung vergebens, dafür leistet sich die Ausstellung, die die Kultur der deutschen Städte veranschaulicht, draußen an ihren Toren eine so exemplarische Dummheit, daß sie verdient, in die nächste Auflage zu kommen.

